
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 51. | Bromberg, den 4. März | 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(12. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Da richtet sich der Kranke in seinem Bett empor.

„Ich möchte Ihnen keine neue vergebliche Mühe machen. Auch eine andere Stelle würde für mich nicht in Betracht kommen."

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich von einem Vandekamp nichts annehmen würde . . . am wenigsten eine Wohltat."

Timm beißt sich auf die Lippen. Eine so schroffe Ablehnung hat er nicht erwartet . . . auch nicht verdient. Aber so sind sie diese alten Danziger Kaufleute, stolz auf ihr Patriziertum, obwohl es eigentlich längst erloschen ist, und unversöhnlich in ihrem Eisenschädel, wenn es irgendwie verletzt wird.

Und die Tochter ist wie der Vater. Hat sie draußen im Matzkauer Schulhaus nicht gerade so zu ihm gesprochen? Und ist nun alles vergeblich gewesen, was er unternommen, sie milder zu stimmen?

Nun, so mag es seinen Weg gehen! Er kann nicht mehr helfen. Er hat getan, was in seinen Kräften stand.

Er erhebt sich, reicht dem Kranken die Hand, murmelt einige Worte von baldiger Besserung und geht.

Vor der Tür steht sein Wagen. Er steuert ihn immer selbst und fährt ohne Chauffeur.

Der Eindruck, den dieser Krankenbesuch in ihm hinterlassen, die Enttäuschung, die er ihm gebracht, bewegen sein sonst ruhiges und nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringendes Gemüt.

Auch jetzt, als er am Steuer sitzt, machen sie ihm zu schaffen.

Er will ins Kontor zurückfahren, lenkt seinen Wagen aber nicht mit der Aufmerksamkeit, die der um diese Zeit sehr rege Verkehr erfordert.

So ist er am Langgasser Tor angelangt, muß, da eine Elektrische und mehrere Lastwagen gerade Durchfahrt haben, in einer Reihe anderer Autos warten, bis die Bahn freigegeben ist und der Zug sich in Bewegung setzt.

Aber mag er nun auf die Armsignale des diensttuenden Schupobeamten nicht die genügende Achtung gegeben haben, mag ihm eine andere nicht vorhergesehene Hemmung entgegengetreten sein, unbekümmert um Schupo und Signale steuert er seinen Wagen vorwärts, will eben . . .

„Zum Teufel auch! Wo haben Sie denn Ihre Augen?!" schreckt ihn eine zornerfüllte Stimme aus seinen Träumereien.

In demselben Augenblick sieht er unmittelbar vor seinem Auto eine Radlerin, durchschaut blitzartig die Gefahr, reißt seinen Wagen mit kräftigem Ruck zurück, bewahrt ihn gerade noch vor einem Anprall an der Bordstelle des Bürgersteigs.

Aber schon hat sich die Fahrerin von ihrem Rade, das arg mitgenommen auf der Straße liegt, gelöst, ist auf ihn zugetreten, will ihn mit barschem Wort zur Rede stellen, sieht sein erschrecktes Gesicht, erkennt ihn sofort.

„Nun hätten Sie mich auf ein Haar auch noch auf dem Gewissen gehabt, Herr Vandekamp!" sagt sie in völliger Gelassenheit, aber nicht ohne den Anflug eines bissigen Humors.

Er ist von dem, was er angerichtet, noch so benommen, daß er sie wohl auch erkennt, dabei aber kaum weiß, wen er eigentlich vor sich hat, noch weniger, was er sagen soll, will sich entschuldigen, kommt aber über einige stammelnd hervorgepreßte Worte nicht heraus.

„Ihr Verdienst ist es nicht", hört er sie, jetzt bereits merklich gereizt, neben sich, „daß ich mit heiler Haut davongekommen bin."

Einige Vorübergehende, die es nicht sehr eilig haben, bleiben stehen, andere sammeln sich zu ihnen. Schließlich umgibt sie ein ständig anwachsender Menschenhaufen, der sich geschlossen auf die Seite der Radlerin stellt und den unglücklichen Timm noch kopfloser macht.

Dazu tritt der Schupobeamte an Timm heran, schreibt seinen Namen und die Nummer seines Wagens in ein dickes Buch, läßt sich den Vorfall von ihm berichten und fragt, da seine Angaben sehr dürftig und ein wenig verwirrt herauskommen: Ob sich unter den Anwesenden Augenzeugen des Vorkommnisses befinden, worauf sich ein ältliches Fräulein und ein junger Mann melden, die, von anderen wieder ergänzt und verbessert, ihre Wahrnehmungen mit großer Wichtigkeit dartun, bei völliger Verschiedenheit der Darstellung aber in ihrer Verurteilung des rücksichtslosen Wagenführers einig sind.

„Die Schuld trifft also Sie allein. Das ist erwiesen", wendet sich der Beamte zu Timm, notiert, obwohl dieser von seiner Schuld vollkommen überzeugt ist und nichts ihm ferner liegt, als sie irgendwie abzuschwächen oder gar abzustreiten, Namen und Wohnung der Zeugen, trägt auch den Namen der beschädigten Dame in sein Buch, fragt sie, ob sie irgendwelche Ansprüche zu stellen habe.

„Die werde ich mir vorbehalten", erwidert sie kurz und bestimmt.

Endlich ist auch das überstanden. Die Menge, die sieht, daß die beiden im besten Einvernehmen sind, verliert, wo es nichts zu schlichten und zu bereden gibt, das Interesse an der Sache und beginnt, sich zu zerstreuen. Auch der Schupobeamte überläßt sie nach der gründlichen Erledigung des Falles ihrem Schicksal.

„Nun machen Sie nur, daß Sie forkommen", sagt Anna Katharina. „Bestraft sind Sie ja wohl genug."

„Und Sie? Was gedenken Sie zu tun?"

„Ich war auf dem Wege zu meinem Vater."

Sie bricht ab, beißt sich auf die Lippen, und er sieht zu seinem Entsetzen durch den dünnen Seidenstrumpf und leichten Schuh einen großen Blutstropfen sickern.

„Um des Himmels willen, Sie sind verletzt, Sie bluten!"

„Es ist nichts Schlimmes. Eine kleine Fleischwunde. Nicht der Rede wert."

„Ich fahre Sie sofort zum Arzt."

Sie wehrt energisch ab. Er besteht darauf.

„Da ich sowieso ins Krankenhaus muß", sagt sie schließlich, „so kann ich, um Sie zu beruhigen, wenn Sie es auch

nicht verdient haben, dort einmal nachsehen lassen. Aber was wird aus meinem armen Rade?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Wir kommen bei meinem Lieferanten vorbei. Der kann es gleich in Behandlung nehmen."

*

Dr. Penner, dem Timm über sein Mißgeschick berichtet, will die Patientin in die chirurgische Abteilung überweisen, läßt sich dann aber, als Anna Katharina ihm hell in das besorgte Antlitz lacht, bereit finden, den verletzten Fuß erst einmal selbst zu besichtigen.

„Eine ganz hübsche Wunde, die sie sich wohl bei dem schnellen Abspringen zugezogen haben. Aber nichts Bedenkliches. Werden wir auch ohne Chirurgen bald kriegen. Ich werde jetzt einen kleinen Verband machen, den Sie zu Hause wieder abtun können, eben nur für die Fahrt. Nicht wahr, ein Wagen, in dem die Patientin den kranken Fuß ausgestreckt halten kann, steht zur Verfügung? Zu Hause legen Sie sich fest hin . . . nicht ins Bett. Auf ein Sofa und machen alle fünf bis sechs Minuten kalte Kompressen oberhalb des Knöchels. Das Wasser muß erneuert werden. Selbstverständlich können Sie das nicht selber tun. Aber Sie werden ja jemand haben, der Ihnen das besorgt."

„Gewiß", erwiderte sie kurz. „Jetzt aber möchte ich noch für einen Augenblick zum Vater."

„Ich rate ab. Der Schreck hat Sie doch ein bißchen mitgenommen. Sie werden auch mit dem Fuß noch nicht sicher auftreten können. Ihr Vater würde also merken, daß Ihnen etwas zugestoßen ist. Ich werde Ihr Ausbleiben für heute entschuldigen. Im übrigen sind die Tage Ihres Herrn Vaters hier gezählt. Ich hoffe, daß wir ihn bald entlassen können, damit er sich dort bei Ihnen oder in der Oberförsterei seines Sohnes in der Stille des Landes gründlich auskurieren kann."

„Ich fahre Sie sofort nach Hause", sagt Timm.

„Ersparen Sie sich die Mühe, Herr Vandekamp. Ich denke nicht daran, mich von Ihnen nach Hause fahren zu lassen."

Da mischt sich der Arzt noch einmal in das Gespräch.

„Sie sollten es nicht ablehnen. Die Hauptsache ist, daß Sie jetzt so schnell wie möglich in Ihr Heim und dort zur Ruhe kommen. Ich muß darauf bestehen."

Da fügt sie sich.

Timm kurbelt an, läßt den geschmeidigen, dem leisesten Druck gefügigen Wagen in der Hindenburgallee so weit ausgreifen, als es die Vorschrift gestattet, lenkt ihn aber mit einer Vorsicht und Besonnenheit, die er bei seinen schnellen Fahrten manchmal außer acht läßt.

Hinter ihm, den verletzten Fuß weit von sich gestreckt, den Kopf in die weiche Kissenpolsterung gelehnt, sitzt Anna Katharina. Ihr blasses Gesicht hat einen Hauch von Farbe wiedergewonnen. Aber die sich auflehnende Empörung und der unbesiegte Trotz sind nicht von ihm gewichen.

Die Linden stehen in voller Blüte, wehen ihre süßen Düfte hinüber, und über dem Steffenspark liegt die leuchtende Glut bunter Blumen.

In wenigen Minuten sind sie am Langgasser Tor.

Wieder gibt der Schupobeamte — es ist derselbe noch — das Haltesignal, wieder müssen sie in einer Reihe aufgefahrener Wagen warten.

Dann ist die Bahn frei.

Etwas eigen ist es Timm doch zumute, als er nun an der Stätte vorbeisteuert, an der . . . Unwillkürlich wendet er den Kopf halb rückwärts in den Wagen.

Auf Anna Katharinas gleichmütigen Zügen aber steht nichts von irgendwelcher Anteilnahme. Und als er sich nach ihrem Befinden erkundigt, und ob sie gut sitze, oder er ihr vielleicht noch eine Decke über die Beine breiten solle, antwortet sie, daß sie gut sitze und seiner Hilfe nicht bedürfe.

Er fühlt sich ein wenig beschämt.

Und doch, so sehr ihn auch das eben erlittene Mißgeschick erschreckt hat, in diesem Augenblick möchte er es um keinen Preis ungeschehen machen. Anna Katharinas Ruhe und Schneid bei der ganzen Angelegenheit haben auf ihn einen um so tieferen Eindruck gemacht, als er sich gestehen muß, daß ihn die gewohnte Besonnenheit diesmal eigentlich recht im Stich gelassen, er bei diesem Ereignis eine allzu heldenhafte Rolle gerade nicht gespielt und Anna Katharinas kühle Ablehnung eigentlich nur verdient habe.

Die Langgasse hinunter kommen sie durch das Grüne Tor an die Brücke, die aufgezogen ist und an der sie eine ganze Weile warten müssen.

Dann ist auch dies Hindernis überwunden, und nun gleitet der Wagen Langgarten hinab, durch das Werdertor auf die hohe Plehnendorfer Chaussee.

Fruchtstrotzend breitet sich zu beiden Seiten die Werderlandschaft mit ihren wogenden, schon leicht ins Gelbliche schimmernden Roggenfeldern, den weithin sich dehnenden, von der anhaltenden Dürre nur wenig berührten Wiesen, auf denen das Vieh weidet, den brokatenen Äckern und dem in der regungslosen Luft prall und unbeweglich stehenden Meer goldgefärbter Rapsfelder.

Dazwischen ziehen sich die pedantisch gemessenen Reihen der Weidenbäume. Er muß an Anna Katharinas Worte denken, damals, als er sie zum ersten Mal sah: daß sie der Landschaft ein so melancholisches Aussehen gäben, und er findet, daß sie es heute ganz besonders tun.

Aber mag sich der Himmel immer eigenwilliger verdichten, mögen die eine Zeitlang planlos hin und her wandernden Wolken zu einer Mauer sich türmen, hinter der die Sonne ihrer einmal so unbeschränkten Herrschaft beraubt, wie eine arme Gefangene tatenlos schmachtet . . . was kümmert ihn ein verhangener Himmel, was tyrannische Wolken und gefesselte Sonne? Was ficht ihn in seinem schnell dahinfliegenden luftdurchwehten Wagen die Schwüle an, die das Land nach erlösendem Regen schmachten läßt, der jeden Morgen droht, aber nur ganz strichweise in rasch verebbenden Gewittern niedergeht, wie sie sich jetzt hinter der dunkelschweren Wolkenwand vorzubereiten scheinen? Die Heuernte ist geborgen; nur hier und da stehen noch einige sorgsam gerichtete Stapel auf den Feldern, senden würzig erquickenden Geruch zu ihnen hinüber. Was können sie da noch viel Schaden anrichten? Und hinter den schützenden Mauern des Matzkauer Schulhauses, dem sie sich in immer beschleunigterer Fahrt bereits nähern, fürchtet er ihre Donner und Blitze nicht.

Er ist ihr beim Aussteigen behilflich, stützt sie so zart und nachdrücklich zugleich, daß sie mehr von ihm getragen als auf eigenen Füßen die paar Stufen emporgelangt. Am liebsten hätte er sie wie ein Spielzeug aus dem Wagen gehoben, sie auf seine starken Arme genommen und erst in ihrem Zimmer abgesetzt.

Aber dagegen erhebt sie denn doch energischen Widerspruch.

„So zuschanden haben Sie mich, dem Himmel sei Dank, ja noch nicht gefahren, daß ich Ihren Machtgelüsten jetzt willenlos ausgeliefert wäre. Die Fahrt ist mir sehr gut bekommen. Aber von dem Ausruhen habe ich jetzt genug. Ich werde mich auch nicht hinlegen, ich habe gar keine Zeit dazu, weil ich noch einige Hefte durchzusehen habe, die ich morgen unbedingt abgeben muß."

„Sie werden sich hinlegen", sagt Timm.

Er sagt es mit solcher Entschiedenheit, daß sie ihn ganz erstaunt ansieht.

„Darüber haben Sie zu befinden, nicht wahr?"

„Ja, darüber habe ich zu befinden."

„Und wie kommen Sie dazu?"

„Weil es ärztliches Gebot ist, mir auf Seele und Gewissen gebunden. Und weil ich für seine Einhaltung verantwortlich bin."

„Ich spreche Sie von jeder Verantwortung frei."

„Das nützt mir herzlich wenig. Ich halte mich an meine Vorschrift. Und damit basta!"

Nun wird es ihr aber doch zuviel.

„Ja, sagen Sie einmal, was für eine Sprache erlauben Sie sich denn mit einem Mal? Sie tun wirklich so, als wären Sie hier zu Hause."

„Bin ich auch", erwidert er, nimmt von dem Balkengesims des Flurs den großen Hausschlüssel, von dem er seit seinem letzten Besuch weiß, daß sie ihn dort aufzubewahren pflegt, steckt ihn ins Schloß, öffnet mit der linken Hand, während die rechte sie immer noch fest am Arm hält, die schwere Eichenpforte.

„Mit dem kranken Fuß nicht auftreten! Sich immer fest an mich halten!"

Heißer Unwille steigt in ihr Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)

Der versunkene Bäcker.

Skizze von Ella Luise Rauch.

Der junge Bäcker war ein ansehnlicher aber stiller Mann, der die Augen hielt, als brauche er sie nur zur Begutachtung seiner inneren Welt. Um ihn her war eitel Frieden, und recht bedacht, müßte es so um jeden Bäcker sein. Denn man kann sich nicht vorstellen, daß Brot aus unfriedlichen Händen hervorginge.

Der Hannes also war ein rechter Bäcker, und man begreift nicht, weshalb seine Mutter unter dem Kreuz und Leid stöhnte, das sie mit ihm habe. Sie ihrerseits war eine quecksilbrige Frau mit raschem Munde, und es ist ja wahr, daß sie fünf Jahre lang diesen Mund hatte brauchen müssen, bis der Hannes in den Laden ging. Er meinte, dieser Laden sei ihr Reich, und seine Pflicht sei es, Brot und Brötchen an jedem Tage so untadelig zu backen, als käme alles aus des Herrgotts eigener Backstube. Was hatten ihn hierbei die Leute zu kümmern!

Seine Mutter hinwieder war zweifellos im Recht, wenn sie bemerkte, daß sie nicht ewig lebe. An ihr würde es nicht liegen, wenn sie hinweg müsse, sie lebe mehr als gern, aber darüber entscheide der Himmel. Stürbe sie, so stände der Hannes da, habe keinen seiner Kunden je von Angesicht gesehen, wisse nicht, wo die Semmeln ihr Unterkommen bezögen, wo der Korb für die Brötchen zur Hand sein müsse und wie sie all das liebe große und kleine Brot täglich in die Regale einbaue. Die Hauptsache aber bleibe der Verkehr mit den Kunden. Und wenn der Hannes denn nicht lernen wolle und als ein Stummer und Duckriger die Leutee aus dem Laden scheuche, könne sie nicht einen Tag hinter der Tür der Ewigkeit ihre Ruhe finden und müsse auch von dort aus immer weiter an ihm herumpurren.

Endlich also war der Hannes in den Laden gegangen. Nun, Wissenschaft schien da keine nötig. Der Handel tat sich von selbst. Aber denke doch keiner, der Hannes habe sich seine Leute angesehen! Er kannte ihre Füße und ihre Stimmen, und mehr konnte er nicht kennen, denn er hielt die Augen gesenkt, als habe er Grund, sie zu verbergen. Wenn aber irgend ein Überraschendes geschah, ein Kind weinte oder Weiber das Streiten bekamen, konnte er plötzlich die Lider heben und nach dem Schaden sehen. Dann wurde es mäuschenstill. Denn der Hannes hatte große klare Augen mit einem seltsam weiten Blick, und in den wollte keiner hinein, der sich irgendwie schuldig fühlte.

Die Kunden also blieben zufrieden, soviel auch die Mutter durch ihr Ausguckfenster lugte. Es wurde nichts versehen. Aber es geschah auch nichts. Überhaupt nichts. Das kribbelte sie. Sollte das nun in Ewigkeit so fortgehen?

Abends saß der Hannes vor dem Rundfunk. Und wenn es keinem gelang, sich Musik einzufangen, er fand irgendwo in der Welt doch den Ort, der ihm Klänge auf den Wellen übersandte, saß versunken wie in einem tiefen Brunnen und bemerkte niemals, wenn seine Mutter aus der Haut fahren wollte.

Was sollte sie noch tun? Auf den Tanzboden konnte sie ihn nicht schicken. Erstens würde er nicht gehen, zweitens hatte er da alles verpaßt. Denn als sie damals den Achtzehnjährigen mit Müh und Qual wirklich in die Tanzstunde geschafft und er da zum ersten Male mit einem Mädchen tanzen sollte, lief er davon und nicht nur das, er kümmerte sich nicht im geringsten darum, wie sie als Bäckermeisterin mit dem Gerede über das Hauptstück, das ihr nicht geraten sei, fertig wurde.

Sie machte sich also abermals fünf Jahre daran, dem Hannes beizubringen, daß er eine Frau brauche. Ob er das je erfaßte? Bisweilen in aller Friedfertigkeit antwortete er, daß sie doch Lärm für drei mache, wo denn ein armes Junges da noch Platz haben solle. Sie konnte auf dies nicht einmal die Gekränkte spielen, weil sie nicht schweigen konnte. So blieb alles beim alten.

Bis auf den Tag, wo eine hübsche ansehenswerte Frau im Laden stand, den Hannes unbemerkt lange beim Kundendienst betrachtete und endlich mit innerem Vergnügen eine Meinung äußerte „Das jetzt ist aus dem Hannes geworden, der mich vor der ganzen Gemeinde hat sitzen lassen!“

Hannes nahm sie in seinen weiten Blick, aber natürlich, er kannte sie nicht. Doch besann er sich auf die Sache. Und nun kam er hinter seinem Tisch hervor, beschaute ihre Füße, die in zierlichen Schuhen ruhig dastanden, und sagte, daß die Schuhe weiß gewesen wären. Besah sie nochmals und begann still vor sich hin zu lachen.

Ihr kam das Lächeln darüber auch, aber sie begehrte doch zu wissen, weshalb man sich zu zweien hier so freuen müsse. Und er sagte es.

Er habe sich vorstellen müssen, damals, daß er auf die kleinen weißen Schuhe treten würde, und habe vor Schrecken den Schlucken gekriegt. Deshalb sei er hinausgelaufen. Draußen habe er sich unter das Fenster gestellt. Es sei an dem Tage ein Fremder dagewesen, der Klavier gespielt hätte. Er habe sich in das Spiel verloren, es sei so besonders schön, so von innen her schön gewesen — das übrige habe er vergessen.

Sie lächelte nicht mehr. Sie wisse es sehr gut, wie schön der Fremde gespielt habe. Er sei später ihr Mann geworden. Aber er habe nicht gar lange so schön für sie gespielt, er sei gestorben.

Hannes hob die weiten Augen, und diesmal hielt er die Frau darin fest. „Um der Musik willen! Das kann eine Frau? Ja, heiratet den Fremden! Und muß ihn verlieren! Und nun? Die Musik —?“

Mit dem Gedanken wurde er nicht fertig. Es war gut, daß kein Kunde dazu kam. „Können Sie über das sprechen?“ fragte er die Frau schwerfällig. Und da sie warm nachfühlte, wie er bestürzt mit Fremdem rang, sagte sie, daß sie ihm gern einmal erzählen würde, wie schön und traurig alles gewesen sei. Da er doch um das Spiel schon wisse.

Die Weidenbank.

Ich steh an meinem Fenster
und schau dem Sturme zu,
aus allen Ecken bläst er
und singt sein Lied dazu.

Mir ist als ob sein Brausen
so wild und höhnisch klingt,
sein Stürmen und sein Sausen
ein trostlos Lied mir singt.

Verschwunden ist der Sommer,
verwelkt die Blumen lang,
verweht die grünen Blätter,
verstummt der frohe Klang.

Er biegt die Lindenbäume,
bricht hinter'm Zaun hervor,
und an der alten Scheune
reißt er an First und Tor.

Ich seh die kahlen Felder,
den Weg zur Weidenbank,
er rast nun wie ein Wilder
den schmalen Weg entlang.

Die alten Weiden aber,
die stehen stark und fest,
sie neigen schützend über
die Bank ihr kahl Geäst.

Da klingt sein Lied mir anders,
so seltsam frei und hell:
Ei tobe nur und jauchze,
du munterer Gesell.

Die alten Weiden nicken,
der Sturmwind tobt und lacht,
der Sommer kehrt ja wieder
mit seiner Blütenpracht.

Und bringt die grünen Blätter
und bringt den Vogelsang,
das Glück, mit dir zu sitzen
dort auf der Weidenbank.

Elisabeth Scheuer.

Wie er da behend sich drehte! An das Ausguckfenster: „Mutter, kannst du nicht einen Kaffee in die Stube bringen? und auf den Laden passen? Ich hab' einen Besuch. Wegen der Tanzstunde —“

Er bat die junge Frau in die Stube nebenan. Überrascht von dieser Plötzlichkeit folgte sie, doch ohne Zieren. Saß bald im Urväterstuhl.

Wenn aber nur einer die Unruhe gesehen hätte, in der nun die Mutter quirlte! Niemals ist mit solchem Aufwand von Unordnung Kaffee gekocht worden, wie sah es erst in ihr aus? Und schweigen müssen! Schweigen!

Das alles aber klärte sich bald zu einem deutlichen Bilde. Sie sah sich einen Kinderwagen fahren, in dem ein Bub mit weiten Augen saß. Und hatte ihr gutes Blaues an, denn sie konnte sich das jetzt leisten.

Die uralte liebe Phantasie der Mütter, die immergleiche! Aber der Hannes — es sind zwei Entschlüsse nötig —, wenn er nun abermals zweimal fünf Jahre dazu brauchen sollte?

Einfluß des Mondes auf den Menschen?

Nunmehr wissenschaftlich bestätigt.

Der Volksglaube hat sich in seiner festen Überzeugung von Zusammenhängen zwischen den Mondphasen und gewissen Vorgängen im Leben der Pflanzen, Tiere und Menschen nie beirren lassen. Die Wissenschaft verhielt sich bis auf den heutigen Tag diesem Glauben gegenüber, wie allen Versuchen, ihn zu stützen, „frostig“, wie Hellpach, der Heidelberger Psychologe, in seiner Geopsyche treffend sagt. Sie hält diesen Glauben für einen Aberglauben, nicht zuletzt wohl deswegen, weil es nicht recht vorstellbar ist, in welcher Weise der Mond Einflüsse auf die Lebewelt ausüben soll.

Der Volksglaube hat den Mond von jeher mit den Vorgängen der Fortpflanzung in Zusammenhang gebracht. Auch die besten Zeiten für Säen und Ernten sind nach der Volksmeinung von den Mondphasen abhängig. Wie Arthur Jores, Hamburg, in der deutschen Medizinischen Wochenschrift schreibt, liegen eine Reihe von glaubwürdigen Beobachtungen vor, die erkennen lassen, daß es nicht angeht, diesen Glauben als Aberglauben abzutun. In Südamerika besteht z. B. die Meinung, daß Cedernholz nur bei abnehmendem Mond geschlagen werden dürfe. Tatsächlich wurde Holz, bei zunehmendem Mand gefällt, sehr rasch durch einen Käfer zerstört. Aus dieser Beobachtung läßt sich der Schluß ziehen, daß Stoffwechseländerungen in dem pflanzlichen Organismus vorkommen, die von den Mondphasen abhängen.

Daß die Menstruationstermine der Frau mit dem Mondzyklus in Verbindung stehen, ist ebenfalls ein alter Volksglaube, von dem die Wissenschaft bisher nichts wissen wollte. Aber auch hier wird sie umlernen müssen. Über Untersuchungen an einem Material von 10 393 Beobachtungen berichtete der Mediziner Guthmann, daß sich eine starke Häufung zu den Zeiten des Neu- und Vollmondes ergab, die statistisch als absolut gesichert gelten darf. Die für die Küstenbevölkerung feststehende Tatsache, daß die Tier- wie Menschenkinder überwiegend mit der auflaufenden Flut geboren werden, hat die Wissenschaft für die menschlichen Geburten nachgeprüft und zunächst bestätigt.

Die Wissenschaft hat „aus vielfachen Untersuchungen weiter festgestellt, daß die „endogenen“ Stoffwechselvorgänge einem sechstägigen wie einem 29—30tägigem Rhythmus unterliegen, in Abhängigkeit von den Mondphasen. Daraus ergibt sich, daß die mondperiodischen Vorgänge in unserem Organismus den tages- und jahresperiodischen an die Seite zu stellen sind. Diese Monatsperiodik spiegelt sich nach neueren Befunden auch in den Vorgängen des kranken Organismus. Der Mediziner Schweig hat derartige Perioden in bezug auf den Beginn vieler Infektionskrankheiten, auf Sterbe- und Geburtstage, auf die epileptischen Anfälle gefunden.



Bunte Chronik



Victor Emanuel III. als Münzensammler.

Italiens König und Kaiser Victor Emanuel III. ist einer der berühmtesten Münzensammler. Wie er zu dieser Sammelleidenschaft gekommen ist, hat er selbst erzählt: „Der Zufall spielte mir als Knaben einen Soldo mit dem Bild des Papstes Pius IX. in die Hand. Ein zweiter Soldo folgte. Schließlich hatte ich fünfzehn Münzen dieser Art beisammen. Nun schenkte mir mein Vater 60 verschiedene Münzen, und diese wurden mit denen, die ich schon hatte, der Kern meiner Sammlung.“ Was dem Knaben ein Spiel, ein müßiger Zeitvertreib war, wurde dem Erwachsenen eine Quelle ernster Arbeit und Beschäftigung. König Victor Emanuel ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Münzenkunde, Ehrenpräsident der numismatischen Gesellschaft Italiens und Eigentümer einer der bedeutendsten Münzensammlungen der Welt. Sie ist seine Erholung und seine Passion und umfaßt nicht weniger als 50 000 Stück, unter denen ganz seltene Münzen, davon einige von unschätzbarem Wert sind. Sie ist in mehreren Zimmern des Quirinals untergebracht, und an jedem Morgen verbringt der König hier einige Zeit, ehe er sich an sein Tagewerk begibt.

*

Australien — kein Eldorado für Trinker.

In verschiedenen Ländern wird die Trunkenheit verschieden bekämpft. Zum größten Teil glaubt man, daß Geld- oder Haftstrafen am wirksamsten sind. Doch diese Mittel sind gelinde gegenüber den radikalen Maßnahmen, die in Australien angewandt werden. Das dortige Parlament hat beschlossen, Trinker nach den fernen Inseln Rotaroa und Pakatoa zu verbannen. Rotaroa ist für Männer, Pakatoa für Frauen bestimmt. Eine Flucht aus diesen Verbannungsorten ist unmöglich, da das Meer in der Gegend der beiden Inseln von Haifischen wimmelt. Die australischen Alkoholiker müssen resigniert ihr Los tragen. Auf den Inseln herrscht ein strenges Regiment; die Verschickten haben schwer zu arbeiten. Ja sogar nach der Verbüßung der Strafe, wenn sie ins Land zurückkehren können, bleiben sie noch fünf Jahre unter Polizeiaufsicht. Kehren sie zu den früheren Gewohnheiten zurück, so werden die unverbesserlichen Trinker zum zweiten Mal auf die Insel geschickt, diesmal aber für eine längere Zeit als das erste Mal. Es gehört also ein besonderer Mut dazu, sich in Australien zu betrinken.



Lustige Ecke



Der kleine Nichtsnutz.



„Wer hat denn nur ein Ei zwischen den Pingpongbällen angebracht?“

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.